

Wohlstand: Wofür wir Reserven brauchen

Was ist Wohlstand eigentlich?

Lange hätte ich wohl geantwortet: Wohlstand ist die Lage, in der es einem strukturell gut geht. Man hat ein Dach über dem Kopf, genug zu essen, ein Auto, Heizung, Versicherung, vielleicht Rücklagen, vielleicht Urlaub, vielleicht sogar die Freiheit, sich nicht bei jeder Anschaffung sofort fragen zu müssen, ob sie das Monatsbudget sprengt.

Aber je länger ich darüber nachdenke, desto weniger reicht mir diese Antwort. Denn offenbar gibt es Menschen mit deutlich weniger Einkommen als ich, denen es in einem erstaunlich tiefen Sinn gut geht. Und es gibt Menschen mit deutlich höherem Einkommen, die unruhig, gereizt, getrieben und unzufrieden wirken. Einkommen ist also ein Mittel. Vermögen ist Verfügungsmacht. Luxus ist ein Mehr an Komfort, Schönheit oder Spielraum. Aber Wohlstand ist noch etwas anderes.

Wohlstand beginnt vielleicht dort, wo das Leben nicht dauernd verteidigt werden muss. Wo nicht jede Nachzahlung, jede Reparatur, jede Krankheit, jeder Konflikt sofort existenziell wird. Wohlstand ist Reserve. Er gibt Abstand zum Abgrund. Er schafft Spielraum. Er erlaubt Gelassenheit.

Aber gerade darin liegt seine Ambivalenz.

Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren, als unsere Familie einigermaßen „gesettled“ war, habe ich mich immer wieder gefragt: Wie schaffen wir es, die Fettschicht des Alltags zu durchbrechen? In dem Moment, in dem das, was wir Wohlstand nennen, zur Genüge vorhanden ist, geht uns manchmal das Not-Wendige zum Leben ab. Nicht die Not, die niemandem zu wünschen ist. Sondern das Not-Wendige: das, was uns wach hält, herausfordert, miteinander verbindet, in Beziehung setzt.

Wohlstand ist in diesem Sinne das Bauchfett unserer Gesellschaft. In einem gewissen Maß ist es gut. Ein Körper ohne Reserven ist verletzlich. Ein alter Mensch, der nicht mehr gut zusetzen kann, braucht vielleicht gerade diese kleine körperliche Reserve. Ich habe meinen Vater immer ermuntert, nichts gegen sein wirklich kleines Bäuchlein zu tun. Er wird bald sechsundneunzig Jahre alt, und ich bin froh darüber. Was nach den Maßstäben einer optimierten Fitnesskultur als „nicht ideal“ erscheint, kann lebenspraktisch genau richtig sein: eine kleine Reserve für schlechte Zeiten.

So ist es auch gesellschaftlich. Eine Gesellschaft ohne Reserven wird hart, nervös und grausam. Familien ohne Rücklagen leben im Alarmzustand. Schulen ohne Personalreserve werden bei jeder Krankheit brüchig. Krankenhäuser ohne Puffer werden gefährlich. Verwaltungen ohne erreichbare Verantwortung werden menschenfeindlich. Ein Staat ohne gepflegte Infrastruktur ist nicht schlank, sondern ausgezehrt.

Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten erfahren, wie angreifbar ein falsch verstandener „schlanker Staat“ sein kann. Wenn man Arbeit an der Infrastruktur zurückfährt, wenn man nicht-superrentable Tätigkeiten auslagert, wenn man Wartung, Pflege, lokale Zuständigkeit und verlässliche Ansprechbarkeit für nachrangig hält, spart man nicht einfach Geld. Man verzehrt Substanz. Man lebt von Voraussetzungen, die andere aufgebaut haben. Irgendwann kommt die Rechnung zurück — finanziell, organisatorisch, menschlich.

Wohlstand als Reserve ist also gut. Aber Wohlstand als Fettschicht kann auch gefährlich werden. Denn dieselbe Schicht, die schützt, kann betäuben. Sie kann die Wellen des Lebensozeans glätten, bis ich das Wetter nicht mehr spüre. Sie kann mich in Haus, Auto, Versicherung, Terrasse, Gerätepark und Optimierungsfragen so einrichten, dass die Welt nur noch gedämpft bei mir ankommt.

Ich habe das an mir selbst erlebt. Als ich mit einem gebrauchten Opel Insignia zum ersten Mal ein Auto fuhr, das für mich so etwas wie einen „Benz-Effekt“ hatte, erschrak ich über mich selbst. Ich bekam weniger von den anderen Verkehrsteilnehmern mit. Ich saß höher, weicher, geschützter, abgekoppelter. Die Straße fühlte sich weniger wie ein gemeinsamer Raum an und mehr wie eine Umgebung, durch die ich mich bewege. Ich tendierte zu einer laxeren Auslegung der Verkehrsregeln. Nicht, weil ich ein schlechterer Mensch geworden war. Sondern weil Komfort Wahrnehmung verändert.

Das ist eine ernste Beobachtung. Wohlstand verändert nicht nur unsere Möglichkeiten. Er verändert unsere Sinne. Er kann uns großzügiger machen, weil wir nicht mehr um alles kämpfen müssen. Aber er kann uns auch unaufmerksamer machen, weil wir nicht mehr spüren, worauf unser Leben beruht: die Straße, die andere gebaut haben; die Arbeit derer, die reinigen, pflegen, kassieren, verwalten, unterrichten; die Nachbarschaft, die nur trägt, wenn Menschen nicht vollständig in ihre privaten Komfortzonen zurückweichen.

Darum ist die Frage nicht einfach: Haben wir zu viel Wohlstand? Die Frage ist genauer: Welche Art von Wohlstand macht uns lebendig, beziehungsfähig und handlungsfähig — und welche Art von Wohlstand macht uns träge, blind und weltlos?

Ich habe mir ein gebrauchtes Elektroauto zugelegt. Ich empfinde es als luxuriös. Ich musste dafür auch meine Ersparnisse angreifen. Aber es ist für mich ein sinnvoller Luxus. Als mich ein Nachbar, der ein eigenes Haus und Mietwohnungen besitzt, fragte, ob ich auch den richtigen Anschluss habe, um möglichst preiswert zu laden, merkte ich, wie sich in mir Widerstand regte. Mit dem Benzinauto habe ich zuletzt 105 Euro an der Tankstelle bezahlt, mit dem E-Auto 17 Euro. Irgendwann hört es doch mit der Pfennigfuchsserei auf.

Natürlich ist Sparsamkeit nicht falsch. Natürlich ist es vernünftig, Anschlüsse, Preise und technische Bedingungen zu bedenken. Aber es gibt eine Form der Optimierung, die nicht mehr aus Notwendigkeit kommt, sondern aus einem Unvermögen, genug genug sein zu lassen. Dann wird Wohlstand nicht zur Freiheit, sondern zur nächsten Aufgabe. Nicht zur Entlastung, sondern zur Dauerrechnung. Nicht zum Spielraum, sondern zur inneren Buchhaltung.

Vielleicht beginnt Wohlstand auch dort, wo man von fremden und befremdenden Kriterien frei wird. Ich muss nicht alles optimieren. Ich muss nicht aus jedem Besitzstand den letzten Vorteil herauspressen. Ich muss nicht nachweisen, dass ich in jeder Hinsicht vernünftiger, effizienter, fitter, rentabler, erfolgreicher bin als andere. Ich darf ein gutes, verantwortbares Maß finden.

In Jean-Christophe Rufins Roman *Globalia* leben die Menschen in einer großen Glaskuppel, jung, gesund, sicher, wirtschaftlich optimiert. Gerade dort, in dieser Welt der dauernden Glätte, können sich die wirklich Reichen einen Stock oder eine Zahnlücke leisten. Sie müssen niemandem mehr beweisen, dass sie jung, leistungsfähig und normgerecht sind. Auch das ist eine Form von Wohlstand: sich Abweichung leisten können. Nicht als schrille Pose, sondern als Freiheit vom Beweiszwang.

Diese Freiheit vom Beweiszwang habe ich auch an einem ganz anderen Ort erlebt. In Ngerengere in Tansania wohnte ich am Ortsrand bei einer Familie, die dort als wohlhabend gelten konnte. Der Mann arbeitete weit weg im Norden des Landes. Die Frau und ihre erwachsenen Töchter hatten die Freiheit, mich, einen weißen alten Fremden, bei sich aufzunehmen. Sie hatten zu essen. Sie hatten ein Loch im Boden und einen halben Liter Wasser täglich für Notdurft und Duschen — möglichst in dieser Reihenfolge. Das darf man nicht romantisieren. Das ist nach unseren Maßstäben materiell prekär.

Und doch habe ich dort Wohlstand erlebt.

Das Haus war aus Stein, das Dach leidlich stabil, im Gästezimmer gab es Fliegengitter. Das Wohnzimmer war geräumig, der Steinfußboden machte selbst in der Regenzeit den Aufenthalt angenehm. Es gab keinen Ventilator, aber Elektrizität beinahe durchgehend. Jede der drei Frauen besaß ein Smartphone. Die Mutter sang im Chor und hatte drei Chorkleider und drei private Kleider. Zwei halbwilde Hunde bewachten alle Menschen im Geviert — auch mich, nachdem ich zuerst bei den Hunden angemeldet worden war. Die jüngere Tochter kümmerte sich um die Kinder im Dorf und leitete andere adoleszente Mädchen an, es ihr nachzutun. Die Mutter war sozial stark, politisch interessiert, gelassen, wahrhaftig.

Die Not wohnte keine dreißig Meter entfernt.

Auch deshalb darf man dieses Beispiel nicht verklären. Wohlstand ist nicht Armut mit schöner Seele. Ein halber Liter Wasser am Tag ist kein romantischer Gegenentwurf zu westlichem Überfluss. Aber das Erlebnis zeigt: Wohlstand ist nicht nur materieller Besitz. Wohlstand ist auch soziale Tragfähigkeit. Zeit. Zuständigkeit. Gastfähigkeit. Gesang. Nachbarschaft. Tiere. Kinder. Aufgaben. Politisches Interesse. Eine innere Ordnung, die nicht sofort zerbricht, wenn ein fremder Mensch eintritt.

Wohlstand ist also nicht einfach „mehr haben“. Er ist gesicherter Spielraum für ein gutes, würdiges, beziehungsfähiges Leben.

Von hier aus wird auch der politische Satz „Leistung muss sich wieder lohnen“ fragwürdig. Nicht weil Leistung unwichtig wäre. Im Gegenteil. Sondern weil der Satz meist nicht klärt, welche Leistung gemeint ist.

Schon physikalisch ist der Begriff unscharf. Leistung ist Arbeit pro Zeit. Arbeit ist Leistung mal Zeit. Politisch klingt „Leistung“ nach Kraft, Einsatz, Verantwortung, Mut. Aber wenn man genauer hinsieht, wird oft nicht die Arbeit der Raumpflegerin gemeint, deren Lohn bei gleicher Tätigkeit von der Inflation aufgefressen wird. Nicht die Arbeit der Kassiererin, die mit Geduld, Nervenstärke und körperlicher Präsenz einen Alltag ermöglicht, den andere kaum wahrnehmen. Nicht die Care-Arbeit, ohne die keine Gesellschaft eine Woche bestehen würde. Gemeint ist häufig eher Unternehmergeist, Investitionsbereitschaft, Verantwortungsübernahme, wirtschaftliche Initiative.

Auch das ist Leistung. Aber es ist nicht die einzige.

Eine Gesellschaft beschädigt ihren Wohlstandsbegriff, wenn sie nur die oberen Stockwerke als Leistung feiert und das Fundament als Kostenstelle behandelt. Unternehmerische Verantwortung braucht Spielraum, verlässliche Regeln, weniger sinnlose Bürokratie, Vertrauen und Luft zum Atmen. Aber die Mutter, die Raumpflegerin, die Kassiererin, der Pfleger, die Erzieherin, der Handwerker, die Verwaltungsmitarbeiterin brauchen ebenfalls Spielraum. Wenn Wohlstand

bedeutet, etwas machen zu können, dann darf diese Handlungsfähigkeit nicht nur denen vorbehalten sein, die ohnehin schon über Eigentum, Bildung, Netzwerke und Kapital verfügen.

Ein gerechterer Satz müsste lauten: Was unser gemeinsames Leben trägt, muss sichtbar, wirksam und würdig ausgestattet werden.

Damit sind wir bei einem der klügsten Sätze des Grundgesetzes: Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.

Das ist keine Verurteilung des Eigentums. Im Gegenteil: Eigentum wird geschützt. Aber es wird nicht weltlos gedacht. Es steht in Beziehung. Wer etwas hat, hat nicht nur mehr Sicherheit. Er hat auch mehr Möglichkeiten. Und wer mehr Möglichkeiten hat, steht stärker in der Frage: Wozu?

Wohlstand ist dann kein Freibrief zur Abschottung, sondern eine gesteigerte Möglichkeit zur Verantwortung. Nicht im Sinne eines moralischen Dauerappells, der das gute Leben sofort wieder verdächtig macht. Sondern nüchtern: Wer Haus, Auto, Bildung, Zeit, Rücklagen, Erfahrung, Stimme, Einfluss oder Netzwerke hat, kann mehr ermöglichen. Er kann Welt mittragen.

Hier berührt der Wohlstandsbegriff den politischen Kern. Hannah Arendt versteht Macht nicht zuerst als Herrschaft über andere, sondern als das Vermögen von Menschen, gemeinsam zu handeln. Macht entsteht, wenn Menschen zusammenkommen, sprechen, urteilen, anfangen, versprechen, tragen, gestalten. Macht ist, wenn wir zusammen wirken können.

Dafür brauchen wir Wohlstand.

Nicht den Wohlstand der Abschottung. Nicht den Wohlstand der bloßen Optimierung. Nicht den Wohlstand des privaten Kokons. Sondern einen Wohlstand, der Menschen fähig macht, in der gemeinsamen Welt zu erscheinen. Eine Mutter braucht dafür Zeit und Entlastung. Eine Kassiererin braucht Einkommen und Würde. Ein Unternehmer braucht verlässliche Spielräume. Ein alter Mensch braucht Sicherheit. Ein Kind braucht Schutz und Raum. Eine Kommune braucht Infrastruktur. Eine Verwaltung braucht verantwortliche Erreichbarkeit. Eine Nachbarschaft braucht Menschen, die nicht so erschöpft oder so abgekapselt sind, dass sie einander nicht mehr wahrnehmen.

Wohlstand ist also nicht das Ziel gemeinsamer Welt. Er ist eine ihrer Bedingungen. Gefährlich wird er, wenn er die Welt ersetzt, die er eigentlich ermöglichen soll.